

Klaus Behringer

66440

Im Alten Turm, einer dumpfen
Rustikalkneipe: ne Dackel-
Missgeburt, die uns verkläfft.
Muffige Männervisagen, trauen
sich kaum hin-
zuschauen:
1 Mensch oder 2? so
verknäult auf der Eckbank. Der
Kaffee kommt lange nicht,
& als er endlich kommt, will
sie ihn kaum trinken,
ma douce trouble-fête.

Dirk Bubel

Das Boule-Spiel in den Zeiten der Pandemie

Beim Boule-Spiel in Corona-Zeiten ist die Abstandsregelung korrekt einzuhalten. Jede Kugel, die sich dem Ziel-Cochonnet um weniger als 1,5 m nähert wird sofort aus dem Spiel genommen und wird nicht gewertet. Ein Spieler, der sich mit einer zweiten Kugel erneut der Abstandsregel widersetzt, wird für dieses eine Spiel disqualifiziert. Verletzt derselbe Spieler bei einem folgenden Spiel erneut die Abstandsregel, wird er vom gesamten Spielbetrieb an diesem Tag ausgeschlossen.

Alle Mitspieler tragen einen amtlich beglaubigten Ausweis bei sich, der sie als Hilfsschiedsrichter ausweist. Zu diesem Zweck hat jeder Mitspieler eine gelbe und eine rote Karte mit sich zu führen. Das Tragen von Waffen ist im Amateurbereich nicht verpflichtend.

Jeder Spieler hat vor Spielbeginn ein persönliches Kontingent von 100 Paar Einmalhandschuhen vorzuweisen. Nach jedem Wurf sind die Handschuhe zu wechseln und die gebrauchten Exemplare in einem speziellen Behältnis für kontaminierten Sondermüll zu sammeln.

Das Wegschießen gegnerischer Kugeln ist nur dann erlaubt, wenn die Kugel von einer Ganzkörper-Schutzausrüstung umhüllt ist, um beim Aufprall auf die gegnerische Kugel ein Überspringen von Viren, die sich in den Rillen der Kugeln eingeknistet haben könnten, zu verhindern. Fehlt diese Schutzweste, wird dem entsprechenden Spieler sofort die rote Karte gezeigt.

Alle Spiele sind grundsätzlich ohne Zuschauerbeteiligung abzuwickeln. Gewonnen hat am Ende die Kugel, die den geringsten Abstand zu dem 1,5-m-Umkreis um das Cochonnet aufweist.

Bei Meinungsverschiedenheiten über unterschiedliche Betrachtungsweisen in Fragen von Nähe und Ferne von einzelnen Kugeln zueinander oder zum Zielcochonnet sowie bei Disputen bezüglich des Zeigens von roten oder gelben Karten setzt sich derjenige Hilfsschiedsrichter durch, der trotz Mund-Nasenschutz am lautesten argumentieren und gleichzeitig die stechendsten Blicke über den Rand seiner Maske auf seine Kontrahenten werfen kann.

Es kann also auch im Amateurbereich – wenngleich nur in Ausnahmefällen - zu Verletzungen und vereinzelt Todesfällen kommen.

Dirk Bubel

Home-Sporting

Ich stemme beide Füße fest auf den Boden, gebe dem Oberkörper einen leichten Ruck nach vorne, erhebe mich aus dem Sofa, strecke mich in die Höhe und versuche – ein wenig schwankend – stehen zu bleiben.

Nach kurzer Erholung und Konsolidierung der Standfestigkeit hebe ich den linken Fuß leicht an und halte das Gleichgewicht über dem rechten Bein. Den linken Fuß bewege ich über das dazugehörige Kniegelenk ein wenig nach vorne, von mir weg. Ich setze den linken Fuß auf den Boden, verlagere das Gleichgewicht aufs linke Bein und hebe gleichzeitig den rechten Fuß vom Boden.

Diesen Fuß schleudere ich fernsehgerecht und zuschauerfreundlich in Slow-Motion knapp über dem Boden durch die Luft ein kleines Stückchen nach vorne, als wolle ich einen Elfmeter vor leeren Rängen verwandeln, setze den rechten Fuß vorsichtig ab und verlagere das Gleichgewicht meiner immer noch leicht schwankenden Gestalt auf das neue Standbein.

Dieses kontemplative Spiel von Füßen, Beinen, Knie- und diversen anderen Gelenken sowie koordinierter Balanceverlagerung wiederhole ich mehrmals hintereinander, wobei meine Elfmeter-Künste beidfüßig funktionieren.

Die Arme, die Schultern, der Kopf sowie dessen bewegliche Teile wie Augen, Lippen und Ohren passen sich teils harmonisch, teils sonst irgendwie in die Gesamtsituation ein.

Vor dem Fenster mache ich halt und schaue hinaus. Alles wie immer.

Natascha Denner

Clozapindroge

Nach der Clozapindroge tigerte ich durch die Spacestation

wie Panthera im Jardin des Plantes,

nur mein Raum war geweitet und begrenzt

von Fensterglaskammern und im Stäbezischen von Pupillenrillen

fiel ab und an ein weißer
Ellenfant/ 1

Clozapindrugsstore: weiße Plastikbecher

und ein bunt und gut sortiertes Pillensortiment über der Rolltheke

Quacksilbige Laute, aus der Schalenkehle heraus/ 2

das Zuschlagen der Türachen oder ihr leises Aufbäumen

horchen aus mir heraus, Geräuschkettenmarionette

tritt an der Stelle des Ichs aus
kein Haar wurde zum Zünglein an der Waage.

aus Metanoia/ Ritzräume blieben Luxus und.Kunst,
Drohnencorona, play blindwütig mit dem geleimten

um sich scherbendem spielzeugsternen,

die Dornenkrone sei von gestriger geframten Hullahoopschneide

einer geübten kreiselnden Bewegung

Nelia Dorscheid

Stille Reiter

Wir waren auf der sonnenbeschienenen Hangwiese, auf der früher die Ziegen standen, in der einen Richtung der Wald, in der anderen das Gleis, dort, in der Senke, das Haus. Drei Himmelsrichtungen.

*

Das Kind verlangt von mir alle Gegenwart. Ich lese nicht mehr. Wasche, ziehe das Kind mehrmals am Tage um, räume auf. Beim Arzt überstreckt es sich im Schrei.

Wir füttern die Kaninchen, lassen uns vom Hund die steile Straße hochziehen. Suchen die Fische im Teich und winken leeren Zügen nach.

Ich sauge die Wunde aus.

Sein Kot riecht abscheulich und manchmal hat es Mundgeruch. Überraschend lässt es zu, dass ich ihm Nägel und Haare schneide. Ich solle ihm keinen Kuss geben.

Der Vater sagt: Der Daumen muss ab.

Das Kind spielt auf der Klaviatur der Modalverben: Du musst mich nicht lieben. Ich will Aua. Das soll brennen.

Es wiederholt meine Befehle gegenüber dem Hund. Ohne Milde.

Die Puppe schläft unter einem Berg aus Kissen.

Ich versuche, die Tabletten unbeobachtet einzunehmen.

Lege mich auf die warme Stelle, auf der das Kind noch eben lag.

Manchmal bitte ich um Vergebung.

*

Noch immer, wenn ich mit dem Kind Löwenzahn für die Kaninchen suche, wünsche ich mir, dass er alle anderen Kräuter und Gräser ersticken soll. Das ist alles, was bleibt von der einstigen Gewissheit, meine Kindheit kehre wieder.

Sie werden ihr Narrativ finden, um das unsere zu ersetzen: Natürlich werden sie das, es ist ihnen geboten. Schon jetzt rauschen ihre Störsender, wenn wir miteinander sprechen.

Die letzte Szene eines Films, ein junger Mann in einem Zugabteil, vorüber zieht ein goldener Morgen, und auf das Gesicht fallen Schatten, wie Hunderte Schlagbäume.

In den tiefen Rändern der Waldwege standen Pfützen, Kaulquappen schwammen darin, begeistert zeigte ich sie dem Kind. Heute ist alles anders. Das Kind schläft. Der Hund trinkt.

Eine Wertminderung stellten die z. T. gefangenen Räume dar, Räume, welche nur durch andere Zimmer zu erreichen sind, mitunter ein Durchgangszimmer. Darin stand ein Wild, ertrinkend in Licht. Rings rauschten die Bäume. Im Auge lag ein zarter Strich; unser Traum, nicht auseinanderzufallen wie ein loses Heft, voller Gestalten.

Ich legte mit Zementplatten, ein Euro das Stück, Wege an. Mit der anfallenden Erde schüttete ich die Kaninchengänge zu. Am Abend sah ich, dass das Kind immer wieder um den Teich lief und ich wollte es einholen, doch es floh in die Beete. Da erst bemerkte ich, dass alle Wege viel zu eng geraten waren, ich an mein Kind nicht herankäme, ohne zu stolpern.

Was lässt mein Kind mich so sehnsüchtig erwarten? Mein Lachen, mein Geruch; wie ich es halte, im Arm? Dass ich bleibe. Geblieben bin.

Ein einziges Mal tranken wir unter der Gartenlaube Kaffee, es gab Butterkuchen. Fortan lagerten wir dort allen Unrat. Nun reiße ich jeden Tag, wenn er auf der Arbeit ist, Latten von den Wänden, zerre Teerpappe vom Dach. Am Abend dann streiten wir uns über den Erhalt der Ruine, zerbrechlich und roh. Doch hält er einen Trumpf in Händen, elektrische Leitungen, die dort münden und die zunächst unter die Erde zu bringen seien. Ich muss dazu sagen, dass es Freunde von ihm waren, mit denen wir, im ersten Jahr, unter der Laube saßen, und dass ich sie verachtete.

Die ewige Frage, da ich nicht schreibe, ist, warum man sich selbst quält, oder, warum man sich selbst quälen *solle*.

Dennoch hänge ich immer wieder Bilder auf, die ich nach wenigen Tagen abhänge, weil ihre Schönheit irrelevant wird vor der Weiße, die unbestechlich ist.

Wir sehnen uns eigentlich nach dem *biblischen* Menschen, denn an ihm wird deutlich, was den echten vom künstlichen Kristall unterscheidet: sein Fehler. Wenn Kandinsky sagt, es gehe nicht um *die Beherrschung der Form*, sondern um *das Anpassen dieser Form dem Inhalt*, so wäre zu bedenken, ob der Gitterfehler Form oder Inhalt sei und wo sein Missverständnis liege, das des Kristalls. Unsere größte Gabe, unsere Schande, ist die Fähigkeit zur Gewöhnung. Sie fehlt dem Menschen der Bibel. Er ist immer gestört, durch einen Segen, eine Verheißung, Schmerz. Dann ist die auf der Haustreppe

sitzende Frau, ihre leeren Hände, ihr dösendes Gesicht, nichts gewöhnliches mehr. Sie ist eine Wartende, und ihre Augen kennen die Fülle.

Nachts denke ich an den zugeschütteten Bunker im Garten des Elternhauses, in den meine Großmutter mit den Kindern geflohen war, am Morgen zuvor waren Rehe von der anderen Seite des Tals her gekommen, um aus dem Bach zu trinken, der heute nur noch unter der Erde, als Kanal, existiert. Hier trug sie nicht ihr französisches Internatssprüchlein auf den Lippen, *sacrifice, sacrifice*, denn der Mann war fort und in ihrem Bann saßen die beiden Kinder, als träumten sie mit offenen Augen. Diese Träume von Löwen, die durch die Gärten streifen.

Mein Kind ist mein größtes Glück. Ich will es so stehen haben. Ich will, dass es, als stiller Reiter, den Frieden des Textes stört.

Ich weiß nicht, ob es richtig ist, die Rolläden bereits herunterzulassen, gerade mit Einbruch der Dämmerung. Die Vögel jagen nervös zwischen den Gärten. Die Spaziergänger sehen erste Lichte. Ein Lied verliert seine Lächerlichkeit. Aber nach all den Jahren folge ich ihm darin. Werde unruhig, wenn ich vom Wald heimkehre und in den Fenstern die Amseln lärmen. Als ließe er mich warten.

Das Kind fragt mich, ob ich es noch liebe. Ich lache. Auch, weil meine Antwort so müde geklungen hätte.

Wie wir wüssten, nehme unser Gehirn nur einen Bruchteil *bewusst* wahr. Alles andere würden wir in den Worten der anderen erkennen. Das sei die Idee der Märchen, die verfolgt würde.

Das Kind schleppt den ganzen Tag Dinge mit sich herum. Abends, wenn es eingeschlafen ist, schleiche ich mich die Treppe herunter und leere seine Taschen aus, lege alles vor mich hin. Es ist, als beginne von Neuem der Tag – als verstünde ich jetzt, warum es wieder zum Teich gegangen war, es schrie, als ich das Buch aufhob: Die Modifizierung eines gestohlenen Gegenstandes durch den Dieb wiege schwerer als der Diebstahl, weswegen dieser, in seiner Sündhaftigkeit, in den Hintergrund trete.

Wenn ich ihm antworte, ich schreibe nur noch über mein Kind, dann ist *das* natürlich die Lüge, derer er mich bezichtigen wird; mein Kind und *jenes* Kind sind Täter, sind Zeuge: Der Erzählung des Täters sei absoluter Glaube zu schenken wie auch der Erzählung des Zeugen absoluter Glaube zu schenken sei. Die Verwirrung hierüber ist, was sie mich endlich sagen lässt: *Die Augen meines Kindes leuchten, wenn es eine Scherbe sieht. Als etwas vollkommenes.*

Die Familie, das Haus; der Garten, der Hund. Ein Leben, als hielte ich Wort.

Wieder liege ich neben dem wachen Kind, als schliefe ich, wie der späte Gast, dem die Ängste der Wirte entgingen, die nun keine Ruhe finden über der irrlichternden Idee des Reisenden, seiner Erwartung an Hof und Götter, ehe er im Morgengrauen, in Angst vor dem eigenen, im Traum eilig zusammengetragenen, Gewicht, überraschend aufbricht, ein Schlagen von Türen, als ginge ein kalter Zug im Haus.

Er hat die Rattenjungen totgeschlagen, 1, 2, 3, mit dem Spaten, von dem ich nach Gebrauch immer sauber die Erde abzuschaben habe.

Wenn seine Schwester zu Besuch kam, lief er zur Höchstform auf: ein schwerer Hefezopf, Apfel-Streusel vom Blech, die Fenster und Dielen geputzt, während ich lange im Bett lag, hastig den Tisch deckte, das Kind zwang, die Zähne zu putzen. Und während ich ihr, der Schwester, im Nebenzimmer aufzählte, was er nicht tat, nicht tun werde, spürte ich etwas wie die Gegenkraft von Gestirnen.

Ich trage den Ring nur, wenn ich das Haus verlasse. Sein Ring liegt im Maul eines Walfischs aus dünnem Porzellan, den uns seine Mutter vor vielen Jahren, zusammen mit anderem unnützen Zeug, zukommen ließ. Sie liebt diese China-Läden rund um den Plattensee, und hätte ich mich nur einmal zusammengerissen, hätte auch ich rechtzeitig erkennen können, was meine Familie einmal würde brauchen werden.

Mit der Schere schnitt ich das Gras, dabei zerteilte ich eine Hummel. Der Rumpf lebte noch und ich zerrieb ihn mit einem Stein, den ich liegen ließ. Das Kind fragte, ob ich weine. Nein, antwortete ich, denn mir fiel ein, ich würde ein Gedicht darüber schreiben.

Das Kind rennt taumelnd der Sonne entgegen, wie junge Vögel, die sich vom Boden trennen.

Ich sage den Leuten, ich brächte mein Kind zur Tagesmutter, um ihm den geregelten Alltag zu bewahren. Aber das stimmt nicht, ich bringe es dorthin, um endlich allein sein zu können, um am Tage zu schlafen, Beete wieder und wieder umzugraben und bis in die Nacht hinein Zeitschriften zu lesen. Aber auch das ist nicht wahr. Ich bringe es dorthin, für acht Stunden, um bei seiner Wiederkehr Freude zu empfinden.

Sein Sehnen nach mir wird abnehmen, abgelöst werden vom Drang, woanders zu sein als dort, wo ich bin. Und wenn alles gut geht, wird es ohne mich sein Glück finden, Grüße senden, und auch, mich, vielleicht nur ein wenig, vielleicht mehr, richten, während ich nicht mehr weiß, mich ihm zu beweisen.

Er hält das Luftgewehr bereit, für den Raben, der kürzlich im Kaninchengehege saß. Ganz still saßen er und das alte Kaninchen sich gegenüber. Der Hund winselt, weil er die Tiere bewachen soll, in der Hecke streiten die Meisen. In meinen Erzählungen zählt der Rabe nur, was ihm zugetragen.

Suffering is one very long moment, und ich bin sicher, Wilde sagt das, weil nichts rücksichtsloser, fordernder, ist, als der Moment. Und weniger greifbar.

Ich vermeide es, dem Hund ein liebes Wort zu sagen, um seine Aufmerksamkeit nicht auf mich zu lenken. Am Fuße der Treppe liegend wandert sein Auge mit jedem meiner Schritte mit. Beugte ich mich jetzt zu ihm herab und legte ihm die Hand auf die Stirn, wäre in ihm erneut die Hoffnung geweckt auf ein Leben in Spiel und Zärtlichkeit. Aber alles, was ich von ihm erwarte, ist, still in einer Ecke des Raumes zu liegen. Anzuschlagen. Dass er nicht auf mich acht gibt, am Fenster stehend, während er wichtig und selig seine Patrouillen im Garten, zwischen den beiden Toren, geht.

Ich wollte, dass das Kind auf die Käfer am Waldboden achtgibt und nun zählt es mir auf all ihre Toten. Ich erkannte, was der Schmerz des anderen sei; dass es von ihm eine Verbindung zum eigenen Schmerz gibt, geradeso, wie zu seiner Freude; als ich Ameisen zu Dutzenden lustvoll zertrat und dann, in der plötzlichen Überzeugung, sie würden sich rächen und mich zu Tausenden bedecken kommen, auf einen Hang flüchtete, Stoßgebete zu Gott sendend, er möge mich schützen, wenn ich im Gegenzug gelöbe, niemals mehr aus Freude ein Tier zu töten. Ein Kind ist voller Lüste, aber sie gehören ihm, keiner darf daran rühren, sein Königreich, seine Last.

Lady MacBeth` Hausmädchen ringt um Fassung, als es gedemütigt wird. Muss ihm nicht von jeher eingeschrieben sein, dass es, im Fallesfall bitterer Zuwendung, auf allen Vieren den Raum zu verlassen hätte? Hätte man nicht zeigen müssen, wie der Hausherrin Liebhaber die Hand in ihre Vulva zu pressen versucht? Während sie draußen den Rückstoß beim Erschießen des Schimmels mit dessen Hinsturz synchronisieren. Ihre Werkstreue, wenn sie die gewundene Treppe heruntersteigt, im Sitzen der Kopf vornüber fällt. Ihr Herz rascher schlägt.

Der Fehler ist vielleicht das Herzstück der Erziehung, weil er die Kindheit dem Kinde nachordnet.

Rückblickend erkenne ich, dass ich das Kind glaubte nicht lieben zu können, wenn eine große Entwicklung stattgefunden hatte, es saß und stand, lief und sprach. Denn damit einher ging seine wachsende Fähigkeit, mich abzulehnen – für den Moment, die Liebkosung, ein Spiel. Im Arm einer Anderen, ihr Haar strahlend, blickt es mich an.

Dass ich im Sterben liege und träume. Dass ich froh und gesund aus einem Traum erwache, in dem ich starb. Immer sind es zwei Träume, die einander zur Last fallen.

*

Es gibt diese kurze Strecke Weg bis zum Beginn des Waldes, die wir täglich zurücklegen müssen, vorbei an dem Lebensmittelmarkt, vor dem die Menschen in Schlangen stehen, wo sie mich mit dem Kinde nicht einlassen würden, an dem neu eröffneten Fitnesscenter, hinter dessen riesigen Scheiben die Geräte wie apokalyptische Reiter stehen. Meinen Passierschein hatte ich dem Kind zum Spiel überlassen. An dieser Stelle, wo die Welt von ungewisser Schönheit war, schien er mir verloren.

Hans Gerhard

ungehemmt frisst sich

das zahnrad durch mich hindurch, ich

konstruiere eine uhr

aus gesundheitlichen gründen

Jörg W. Gronius

Die Umarmung

Immer will ich genau wissen, wie spät es ist: auf die Stunde, auf die Minute, wenn möglich auf die Sekunde. So trage ich, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir. Es ist nicht irgendeine Uhr oder gar Armbanduhr, sondern eine Taschenuhr mit silberner Kette, die in der Westentasche oder, wenn es am Gilet mangelt, in der Hosentasche ihren Platz hat. Jeden Morgen ziehe ich die Uhr auf, überprüfe im Vergleich mit meinem funkgesteuerten Wecker ihre Genauigkeit. Dabei lässt sie nichts zu wünschen übrig. Auf sie ist Verlass, sie steht an Präzision der Funkuhr in nichts nach.

Jahrelang tat sie ihren Dienst, doch vor ein paar Monaten, im Dezember des letzten Jahres, war sie stehen geblieben. Mein morgendlicher Blick auf ihr Zifferblatt und der vergleichende auf das der Funkuhr wies eine Differenz auf. Um zwanzig vor drei in der Nacht hatte die Uhr offenbar aufgehört zu ticken.

Am Marktplatz meines Stadtteils, gegenüber der historischen Stiftskirche, befindet sich das Uhrmachersgeschäft Ingbert. Ich vergewisserte mich seiner Öffnungszeiten im Internet und begab mich mit meiner defekten Uhr dort hin.

Eine zaghafte Glocke erklang beim Öffnen der Ladentür. Unter einer Arbeitslampe mit fokussiertem Lichtschein beugte sich ein graumeliertes Schopf über einen filigranen Gegenstand, der zweifelsfrei eine Uhr sein musste. Nach dem Glockenklang und meinem Gruß hob sich ein Kopf, der, zu meiner Überraschung, der einer Frau war. Ihr Lächeln strahlte mich an. „Guten Tag“, sagte die jugendlich wirkende Dame, die ich jedoch auf durchaus über vierzig schätzte, indem sie die mit einer Lupe verstärkte Brille abnahm, „ich bin Inge Ingbert. Was kann ich für sie tun?“

In meiner Vorstellung waren Uhrmacher Männer. Warum, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hatte ich bisher nur Männer in diesem Beruf erlebt oder auf Abbildungen gesehen. Hinter ihr an der Wand gaben Diplom und Urkunde die Bestätigung: Inge Ingbert, Staatlich anerkannte Uhrmachermeisterin gemäß Uhrmachermeisterverordnung UhrmMstrV. der Uhrmachermeisterinnung der Bundesrepublik Deutschland.

Ich löste meine Uhr von der silbernen Kette und reichte sie Frau Ingbert. Mit einem winzigen Spatel öffnete sie behutsam den Rücken der Uhr, hielt deren Innenleben unter den Schein der Arbeitslampe und konstatierte: „Ein sehr feines Stück.“ Ich sagte ihr, wie lange ich diese Uhr schon trug, und dass sie mich niemals im Stich gelassen hätte, wobei ich ergänzte, in welchem Maße ich vernarrt bin in das Wissen um die jeweilige Uhrzeit des Tages. „Ja“, sagte sie, „das kann ich sehr gut verstehen. Uhren sind ja Reklame für die Zeit.“ Diese Definition war neu, leuchtete mir aber sofort ein. Sie drehte die Uhr um und betrachtete das Zifferblatt. „Es ist nicht nur ein feines, sondern auch ein sehr wertvolles, absolut seltenes Stück.“ Sie entzifferte mit der Lupenbrille die Aufschrift des Fabrikats. „So etwas hatte ich noch nie in meiner Werkstatt: eine Uhr von Loewe.“

Die Reparatur, sagte sie entschuldigend, sei nicht unkompliziert, aber ohne weiteres durchführbar. Da aktuell, bedingt durch die Vorweihnachtszeit, die Menschen zum Anlass nähmen, alte Uhren wieder gangbar zu machen, um sie zu verschenken, zahlreiche Aufträge anlägen, müsste sie mich auf die folgende Woche vertrösten. „Bis dahin“, sagte sie und zeigte mit ihrem Arm nach draußen, „orientieren Sie sich doch bitte an der Kirchturmuhren der Stiftskirche. Die geht auf die Minute genau.“ Ich nahm einen Reparaturzettel, der meine Uhrabgabe bestätigte, aus ihrer schmalen, schöngliedrigen Hand, die mir bereits bei ihrem Hinweis auf die Turmuhr aufgefallen war, entgegen, und begab mich, zum ersten Mal seit langer Zeit, ohne Uhr auf den Heimweg.

Der Reflex, in kurzen Intervallen auf meine Uhr zu schauen, blieb nicht aus. Der Griff in die jeweilige Tasche ertastete den Ring der silbernen Kette, an dem die Uhr befestigt war, die Uhr jedoch blieb abwesend. Es war, als hätte sich für mich die Zeit verflüchtigt. Ich wusste nicht in jedem Moment, in dem ich sie wissen wollte, die Uhrzeit. Es war ein Sein ohne Zeit.

Vielleicht kam es mir deshalb so vor, als wäre die Woche des Wartens schneller vergangen als jede andere Woche, in der ich zu jeder Zeit Stunde und Minute feststellen konnte. Es war inzwischen eine Woche vor Weihnachten. In einer Buchhandlung unweit der Uhrmacherwerkstatt, die ein großes Angebot an Kinderbüchern und Grußpostkarten vorhielt, entdeckte ich eine Weihnachtskarte, die ein Adventskalender war. Das Bild zeigte einen märchenhaft schneebedeckten Dorfplatz mit Kirche und Marktständen. Am Turm der Kirche sah man eine Uhr. Ich erwarb die Karte und erntete das Bedauern des Buchhändlers. „Leider zu spät“, sagte er, „mehr als die halbe Adventszeit ist ja schon um.“ Ich versicherte, dass ich die Karte trotzdem unbedingt haben möchte. „Ich will den Advents- als Weihnachtskalender für die vierundzwanzig Stunden bis Mitternacht zwischen Heiligabend und Weihnachtstag. Man kann dann jede Stunde ein Türchen öffnen.“ Der Buchhändler fand das eine prima Idee. „Ich habe noch ein paar von diesen Karten, die könnte ich meinen Kunden mit dieser Begründung aufschwätzen.“ Ich wünschte ihm viel Erfolg dabei und begab mich zu Inge Ingbert, um meine reparierte Uhr abzuholen.

Die Uhrmacherin begrüßte mich heiter. „Alles bestens“, sagte sie, „Ihre Uhr geht wieder und wird es noch lange tun. Ich beglückwünsche Sie zu dieser Uhr.“ Ich nahm das Stück dankbar entgegen, befestigte es wieder an der silbernen Kette, nicht ohne einen Blick auf die Uhrzeit zu werfen, die ich mit der von der Kirchturmuhre angezeigten verglich. Exakte Übereinstimmung.

Nachdem ich die Rechnung, die in der Höhe des Betrages weit unter meiner Erwartung geblieben war, beglichen hatte, überreichte ich der Frau Ingbert die Kalenderpostkarte. „Weil schon in wenigen Tagen Weihnachten ist“, sagte ich, „habe ich Ihnen etwas Besonderes mitgebracht. Es ist ein Weihnachtskalender für die letzten vierundzwanzig Stunden vor der weihnachtlichen Mitternacht.“ Sie nahm die Karte in ihre schöne schmale Hand, betrachtete sie und nickte eifrig. „Ja, genau“, sagte sie, „jede Stunde öffnet man eine Tür. Für vierundzwanzig Uhr ist es die Tür zur Kirche. Und da ist sogar eine Kirchturmuhr!“

Sie war sehr gerührt von meinem Geschenk und der Idee eines Stundenkalenders zum Weihnachtstag. „Ich muss sie dafür einfach umarmen“, sagte sie und fiel mir umstandslos um den Hals. „Ich bin sehr emotional“, sagte sie noch, als ich ihre Umarmung mit innigem Griff erwiderte. Einander frohe Weihnachten und ein glückliches neues Jahr wünschend verabschiedeten wir uns voneinander, nicht ahnend, was das neue Jahr uns bringen würde.

Jedenfalls war es kein Glück. Kaum war der Januar vorüber, ließ eine neuartige, erdumspannende Virusinfektion nach und nach hunderttausende Menschen schwer erkranken und in vielen Ländern tausende sterben. Unser Land machte da keine Ausnahme. Um das Ansteckungsrisiko zu verringern, waren regierungsamtlich soziale Kontakte langfristig auf ein Minimum zu beschränken unter Wahrung einer Distanz von mindestens eineinhalb Metern. An Umarmungen war vorläufig nicht zu denken. Die Umarmung der Uhrmacherin war möglicherweise die letzte meines Lebens.

Mark Heydrich

6 Notizen zum Thema *Letzte Lockerung*

wartet

ihr lieben

bis es sommer wird

hochsommer

vierzig fröhliche grad

und wir

hinter unsren

mundschützern

lallen wie die fliegen

*

vergiss nicht

zu danken

egal wem

egal was

wanderer

kommst du

nach bergamo

*

dieser text ist für

jenny

die in lohn

in brot steht

bei deichmann

mundschutz tragend

acht stunden

jeden tag

*

eben noch gingen wir

ein und aus in der welt

doch jetzt jetzt gehen wir

auf abstand

ich und du du und ich

zwei meter mindestens

mindestens

und alle messen nach

*

EIER

BROT

HÜHNERSUPPE

MEHL

MILCH

KLOPAPIER

HEFE

HÄUSLICHE GEWALT

*

dies ist die strafe gottes

vielleicht

vielleicht

hat sich aber auch nur eine

eine chinesische fledermaus

ein denkmal gesetzt

Ralph Schock

NÄCHTE MIT C.

Ich laufe die Mainzerstraße entlang Richtung Halberg. Nur ich bin unterwegs. Plötzlich bemerke ich eine ganz in Schwarz gekleidete hagere Gestalt, die etwas seitlich hinter mir geht. Ihre Nähe ist mir unangenehm. Ich verlangsame meine Schritte, hoffe, dass sie mich überholt. Aber nun wird auch die Person hinter mir langsamer und behält den bisherigen Abstand bei. Jetzt gehe ich schneller, aber auch die Gestalt beschleunigt ihre Schritte, so dass der Abstand zwischen uns gleich bleibt. Ich beginne zu laufen, stelle aber fest, dass sich meine Beine nicht bewegen lassen. Ich rutsche - oder gleite - nun die Straße entlang.

Als ich sehe, dass mein Begleiter mühelos mit meiner Geschwindigkeit mithält und sich nicht abschütteln lässt, gerate ich in Panik.

M. und ich stehen in einer Gruppe von Leuten, die mit zwei Autos verreisen wollen. Wir sind ihre Chauffeure. Wir steigen ein, M. in das vordere Auto, ich in das direkt dahinter stehende. Doch M. fährt aus Versehen rückwärts und drückt mich mit meinem Auto ein wenig gegen das Garagentor des Nachbarhauses. Diese Garage ist ein baufälliger Schuppen, zusammengenagelt aus alten Holzbrettern. Ich steige aus, um mir den Schaden anzusehen. Einige Bretter des Schuppens sind zerbrochen. Der Besitzer des Nachbarhauses kommt heraus, es ist ein stämmiger grauhaariger Mann. Ich frage ihn, ob ich die Garage öffnen dürfe, um mir den möglicherweise entstandenen Schaden darin anzusehen. Er ist einverstanden. Ich drücke das Tor auf. Da ist kein Auto. Doch schräg hinter der Tür steht ein alter Holztisch, darauf kreuz und quer übereinandergestapelt Dutzende von vergammelten alten Kranz- und Napfkuchen. Der Holztisch ist morsch und komplett überzogen

von weißem schmierigen Schimmel. Alles in der Garage ist vermodert, überall ist es feucht. Ich frage den Mann, ob dies tatsächlich seine Garage sei. Er sagt, er wisse es nicht. Aber dann fällt ihm ein, dass es doch seine ist. Und läuft aufgeregt ins Haus zurück. Als er zurückkommt, hat er etwas Undefinierbares über dem Arm hängen. Schließlich erkenne ich: Es ist ein alter, völlig vergammelter Taucheranzug. Ich vermute, dass noch eine verwesene Leiche darin steckt. Eifrig und etwas boshaft beginnt der Nachbar, die völlig schmierige Taucherbrille und das verrottete Atemgerät, das er von dem Taucheranzug abgestreift hat, mir überzustülpen.

Ich wehre mich, weil es unerträglich eklig ist.

Ich beobachte, wie ein schwarzes Motorrad mit großer Geschwindigkeit auf einen haltenden weißen Motorroller zufährt, neben dem ein junger Mann steht. Das Motorrad kracht mit voller Wucht gegen den Roller, der nur noch ein Schrotthaufen ist. Das schwarze Motorrad ist nur leicht beschädigt. Ich fotografiere mit meinem Handy die Szene, weil der schwarzgekleidete Fahrer des Motorrads Anstalten macht, sich zu entfernen. Ich bemerke, wie er auf seinem Tablet oder Handy herumtippt, und wie sich daraufhin die Zahlen und Buchstaben auf dem Nummernschild seines Motorrads ändern, und filme das. Ich gehe zu dem Jungen, er heißt Michel. Er ist unverletzt, ich verständige die Polizei. Ich begleite ihn und seine plötzlich aufgetauchte Mutter zu einer religiösen Feier, die von zahlreiche Menschen besucht wird. In der Zwischenzeit durchsuchen Polizisten das Anwesen des Motorradfahrers, der, wie sich herausstellt, Mitglied einer Gang ist. Auf dem Gelände stoßen die Polizisten auf ein großes Becken mit Säure. Nach dem Abpumpen finden sie darin mehrere Autos, die Leichen von drei Männern und zwanzig Armbanduhren. Und einige Säcke mit Abfall.

Ich erhalte Drohungen, weil durch mich alles aufgefliegen ist.

Ich besuche mit A. eine Veranstaltung zum Thema Expressionismus. A. ist jung, hat kurze Haare, sieht attraktiv aus. Aber er ist aggressiv und unzufrieden. Er setzt sich ganz nach außen in die kaum besetzte erste Reihe. Plötzlich beginnt er, von Sitz zu Sitz immer weiter zur Mitte hin zu rutschen, bis er direkt vor dem Podium anlangt. Der Vortragende sagt ein paar Worte, als A. plötzlich aufspringt, sich umdreht und den Zuhörern zuruft: Er werde nicht zulassen, dass hier die Themen Sexualität und Geschlechterbeziehungen ausgeklammert werden. Das sei ein Skandal. Große Unruhe auf dem Podium und im Saal. Fluchtartig verlassen alle den Vortragsraum. Draußen ist es stockdunkel. Chaos bricht aus. Ich suche mein Auto, will nach Hause fahren. Ich finde es schließlich, aber die Scheinwerfer funktionieren nicht, auch nicht die Innenbeleuchtung.

Dann bemerke ich, dass ich zusammen mit vielen anderen Autos auf einer Brücke stehe, die sich langsam zur Seite neigt.

Ich irre durch eine unbekannte Stadt und gelange an einen Zaun. Ich bemerke, dass ich von einem Tier verfolgt werde, einem Fuchs. Immer wieder springt er mich an, aber je heftiger er an mir hochspringt, desto stärker prallt er an einer unsichtbaren Wand zurück - wie bei zwei sich abstoßenden Magneten. Der Fuchs gerät in rasende Wut. Immer wilder und immer höher springt er an mir hoch. Ich beginne, der Abstoßung zu vertrauen, die Attacken fast zu genießen. Doch plötzlich schafft es der Fuchs, die Abstoßung zu durchdringen, und springt mit seiner Schnauze bis an meinen Mund. Ich spüre seine feuchte Zunge.

Und kann nicht fassen, dass die Abstoßung versagt hat.

Alena Wagnerová

Die unsichtbare Hand – diesmal der Fledermäuse

Ende März 2020. Corona. „Die Zeit hat den Vorhang zerrissen - und verändert die Welt!“ lese ich gerade in den Tagen per Zufall. Drückt die erste Zeile des alten Gedichtes über das Revolutionsjahr 1848 nicht genau das aus, was wir mit der Corona Pandemie täglich erleben? Nur den Vorhang haben diesmal nicht die jungen Revolutionäre zerrissen, denke ich; wenn auch Friday of future ihn ein bißchen weggeschoben hat. Es waren die Fledermäuse, die uns über die neue Seidenstraße das danaische Geschenk des Corona-Virus schickten. Ein danaisches Geschenk, weil es inzwischen mit Tausenden unschuldiger Opfer bezahlt wurde. Italien, Frankreich, und das ist erst der Anfang. Ist es aber nicht auch ein Geschenk, weil es mit einem Mal in ihrer ganzen Nacktheit die ökonomische Brutalität des globalen neoliberalen Kapitalismus, mit seiner Mantra der unsichtbaren Hand der Marktes aufdeckte, mitsamt ihrer sichtbaren Helfern: der Privatisierung, Deregulierung, Effektivität, Effizienz, Austerität und Konkurrenz. Ich merke, ich werde wütend. Ist mit seiner Bemühung alles auf der Welt auf gewinnbringende ökonomische Faktoren zu reduzieren, dieser Raffgier-Kapitalismus nicht auch einem schädlichen Virus ähnlich, der die Seelen der Menschen auf der ganzen Welt infizierte und sie gegen das Gefühl für soziale Gerechtigkeit immunisierte?

Über das zunehmende Öffnen der Schere zwischen arm und reich debattiert man schon länger als zwanzig Jahre, ohne dass sich daran etwas geändert hat, gerade umgekehrt. Die sozialen Unterschiede zwischen den Menschen wachsen ungehindert weiter. Der Analyse und Kritik des Marktfundamentalismus und seiner Mängel wurden in allen Weltsprachen inzwischen hunderte von Büchern und tausende Zeitungsartikel gewidmet. Aber an dem siegenden Marsch des neoliberalen Kapitalismus durch die Welt und der weiteren Ausbeutung der unterentwickelten Ländern hat sich damit bisher nichts verändert.

Dass die Ausbeutung unseres Planeten für eine weitere Bereicherung der Reichen die Existenz unserer Welt und das Leben selbst bedroht, konnte wohl nicht einmal den Fledermäusen entgehen. Auch für sie, ebenso wie für die Vögel, begann es, mit dem rasanten Aussterben der Insekten, an Ernährung zu mangeln und die fortschreitende Betonisierung unserer Welt nahm ihnen auch viele alte Nistplätze. Während der langen Nachtflüge auf der Jagd nach Insektenfutter haben sie doch mit der Hilfe der Ultraschallwellen in den langen Fabrikgängen in Decken und Zeitungspapier eingewickelte schlafende Arbeiterentdeckt, die nicht so viel verdienten, um sich eine richtige Unterkunft zu leisten.

Die Fledermäuse sind die einzigen Säugetiere die mit dem Kopf nach unten schlafen, was offensichtlich eine bessere Durchblutung ihres Gehirns ermöglicht und damit auch ein schnelleres Denken. Dies fehlt aber vor allem den Menschen in führenden Positionen, nicht zuletzt den Politikern, weil sie den Kopf gerne hoch tragen mit all den Folgen für ihr Denken. So haben viele von ihnen bisher nicht gemerkt, dass die Ökonomie für sie zur Ideologie wurde, die über alles entscheidet.

Einreden, werden sie uns jetzt versuchen, dass es der Corona Virus war und ist, der die Pandemie verursachte, und damit uns ablenken von der wahren Ursache des Ganzen. Denn es war die Ökonomie des globalen Kapitalismus mit ihrer unsichtbaren Hand des Marktes, die daran die Hauptschuld trägt und noch tausende Menschenleben kosten wird. Und es mussten schon etliche sterben, damit wir aus dem Mund des französischen Präsidenten Macron, immerhin als dem ersten Politiker, endlich die vorsichtig formulierten Sätze hörten, dass wir „unser Entwicklungsmodell und die Mängel, die es zeigt, überprüfen müssen. Denn die Pandemie beweist, dass das Gesundheitswesen zu wichtig ist, den Gesetzen des freien Marktes unterworfen zu sein. Es ist verrückt, wenn wir unsere Ernährung, Gesundheitswesen und Sicherheit auf andere delegieren.

Wir müssen darüber wieder die Kontrolle gewinnen, und die Solidarität und Zusammengehörigkeit,“ soweit Monsieur Macron. Aber haben wir, die normalen Menschen, nicht schon lange vor ihm das alles aus unseren alltäglichen Erfahrungen gewußt?

Nur diese Pandemie, ist sie nicht auch die Folge der Hybris, der wir als selbsternannte Herren der Schöpfung verfielen, dass alles für uns machbar ist?

Ich sehe sie plötzlich als eine Chance für einen neuen Anfang, für das Verständnis und die Akzeptanz unserer menschlichen Grenzen, Demut und Wissen unserer Zusammengehörigkeit mit der Natur und der Rückkehr des Menschen zu sich selbst. Und mein Entschluß? In diesem Jahr werde ich in unserem Garten Kartoffel setzen.

Und siehe da, ich bin nicht mehr so wütend, die Pandemie riss doch den Vorhang in die richtige Richtung, wie es die Solidarität, gegenseitige Hilfe, Gefühl der Gemeinsamkeit, die jetzt unter uns ganz spontan entstehen, zeigt - bis auf die paar Gauner, die an ihr vor allem verdienen möchten. Als werde sie die Würde und Achtung allen den Menschen zurückgeben, die für unsere Existenz nicht wegzudenken sind: jene die die Post austragen, für niedrige Löhne im dem Gesundheitswesen und der Pflege arbeiten, unser Müll wegräumen, den Inhalt der gelben Säcken sortieren und für Mindestlohn und mit Überstunden in den Supermärkten an den Kassen sitzen.

Dass die Corona Pandemie unsere Welt verändert ist klar. Wie sie sie aber verändert, darauf werden wir alle achten müssen. Weil wir, nur wir, sind die „Vakzine“, die verhindern kann, dass auch diesmal, wie in der Finanzkrise 2008, den höchsten Profit aus ihr diejenige heraus schlagen, die sie verschuldet hatten, die übernationalen Konzerne und das deregulierte Finanzkapital. Vor allem aber, dass die Politik diesmal nicht „immun“ sein würde gegenüber den wirklichen Bedürfnissen der Menschen und der Welt.

Der Mundschutz, den wir tragen, ist nicht mit dem Maulkorb zu verwechseln, der uns daran hindern sollte, endlich aktiv darüber zu diskutieren, wie eine gute Gesellschaft aussehen sollte, die sich bemüht, gerecht für alle zu sein.